

florian burkhardt

das gewicht
der freiheit

roman

WÖRTERSEH

Gewidmet allen Protagonisten dieser Geschichte
und meinem Partner Van Manh Nguyen

reise ans ende der welt 9

griff nach der sonne 19

übermut 21

verschwörung 40

hinter dem horizont 54

flügel aus wachs 78

zu nah an der sonne 104

aus der asche 133

im feuer 135

auferstehung 158

epilog 185

dank 187

reise ans ende

Ich bin allein. Weil ich es will. All meine Freunde sind weg, ich habe sie weggeschickt. Nur die Meerschweinchen sind geblieben. Und etwas Neues, etwas, das mir etwas hätte bedeuten können; ein Weggefährte, ebenso verloren. Das Internet hat uns zusammengespielt, als ich den Computer noch benutzen konnte. Jetzt ist auch diese Kiste ein Feind, ein Kanal der Außenwelt, durch den eindringt, was mich fertigmacht: Farben, Buchstaben, Geräusche. Inhalt für meine inhaltslose Welt, die nichts halten kann, sondern gleich kotzen muss, wenn sie etwas aufnimmt. Alles will sich meiner bemächtigen, es ist Vergewaltigung, was ihr von mir wollt und was ihr mir gebt. Nur dieser Edvin aus dem Internet darf eintreten, um mir Essen zu bringen. Er ist nicht gefährlich, er hat keine Kraft, er ist selbst verwundet, selbst am Ende. Ich gehe zurück in das dunkle Schlafzimmer, lege mich auf die Matratze und warte. Warte auf das, was kommt und ob ich es überleben kann.

Fürchterlich lautes Klingeln weckt mich. Ich springe auf, renne ans Fenster und schaue hinunter. Was für ein Stress. Ich hole den Schlüssel und werfe ihn aus dem Fenster. Renne zurück ins Schlafzimmer, suche Hose und T-Shirt. Lärm an der Tür, sie geht auf, da steht er, Edvin. Gymnasiast, eine magere Gestalt, bleich. Er hat Bulimie und ist magersüchtig. Entweder isst er

nichts oder sehr viel und steckt sich anschließend den Finger in den Hals.

Wir geben uns ganz kurz die Hand, mehr körperliche Nähe vertragen wir beide nicht. Ich nehme die Tasche aus dem Supermarkt, die Edvin mitgebracht hat, gehe in die Küche und räume in den Kühlschrank, was gekühlt werden muss. Kriegsnahrung, nur das Nötigste. Ich habe sowieso keinen Appetit. Ob er was trinken will, frage ich. Wasser. Mir selbst mache ich Kaffee mit Milch. Meine Hände zittern. Ich trage die Tasse mit beiden Händen ins Wohnzimmer, wo Edvin auf dem Sofa sitzt.

Wie geht es dir?, fragt er und sieht krank aus. Ich habe mich auf den Boden gesetzt, weil das Sofa für zwei wie uns zu klein ist. Wir brauchen viel Platz, weil uns die Energie von anderen verbrennt. Ich sehe ihn an. Er wäre attraktiv, gäbe es noch etwas wie Sexualität für mich. Ich lasse mich nach hinten fallen und betrachte die Zimmerdecke.

Leg dich auch hin und streck die Beine, sage ich. So können wir an der Decke laufen, behaupte ich und laufe die Decke entlang. In Gedanken ist manches möglich, wenn auch nicht viel. Nur das Unmögliche. Das Mögliche, hinausgehen, ist aus meiner Vorstellung ausradiert. Denke ich daran, überkommt mich Panik, und ich falle. Von der Decke auf den Boden, wo ich mich wieder aufsetze und eine Zigarette anzünde.

Hier sind wir, die einzigen Überlebenden, die Letzten ihrer Art. Es fallen wenig Worte. Angst verbindet uns. Unser Schutz ist die Verlorenheit des anderen. Die Überforderung, zu leben. Edvin ist stärker als ich, er kann funktionieren. Er geht jeden Morgen zur Schule, trägt den ganzen Tag ein winziges Brötchen in der Hand, von dem er wie ein Vogel Krümel pickt. Er kann mich nicht erreichen. Er schenkt mir Verständnis, Beisammensein ohne Druck, aber eine Hilfe ist er mir nicht. Außer seinen

Lebensmitteln kommt nichts bei mir an. Zu weit weg stehen wir am Rande, dem anderen vielleicht kurz als Leuchtturm dienend, doch unerreichbar weit entfernt.

Dieser Lärm. Wieder die Türklingel. Ich muss sie ausschalten. Lasst mich in Ruhe. Ich schaue Edvin an, er schaut zurück. Man klingelt nicht nur, es klopft auch an der Tür. Polizei, ruft eine Stimme, gedämpft, von der anderen Seite, der Welt außerhalb meiner Wohnung. Edvin bleibt liegen und tut, als würde ihn nichts interessieren, tief drin in seiner Festung. Ich öffne die Tür einen Spalt, sehe zwei Männer in Uniform. Ihre Worte kommen kaum an. Sie reden von einem Bekannten von mir, der sich Sorgen mache, weil ich nicht erreichbar sei. Ob man eintreten dürfe. Was sie suchen, weiß ich nicht.

Die Männer betrachten Edvin, der auf dem Sofa liegen geblieben ist. Als wären sie nicht da. Sie schauen ins dunkle Schlafzimmer und in die Küche. Ob es mir gut gehe. Diese Frage. Ich sterbe. Aber das sage ich nicht. Ich bewege mich weg von hier, die Anziehungskraft der Erde wirkt nicht mehr, ich fliege hinaus ins All. Alles, was es da gibt, ist nichts. Ein Nichts und mich.

Die Polizisten sind gegangen. Sie wollten wissen, was los ist. Was ist los, wenn alles am Arsch ist und nichts und niemand helfen kann? Sie wollten sehen, ob ich lebe. Ja, ich sterbe noch. Ich kann nicht mehr. Es bleibt mir keine andere Wahl, als diese Bühne zu verlassen. Das Verrecken geht mir zu lange. Was bleibt einem, wenn einem nichts mehr bleibt? Der Sprung, um von einem Nichts ins andere zu treten. Eines, das man nicht mehr spürt. Drei Stockwerke reichen nicht.

Edvin sitzt da und erzählt von der Schule. Die Worte zerplatzen wie Seifenblasen. Ich beiße auf dem Filter einer Zigarette herum und möchte mich erbrechen. Aber ich kann nicht wie Edvin auskotzen, was ich nicht sein will.

Die Worte von Edvin lösen sich auf, bevor sie meine Ohren erreichen. Die Polizei war in meiner Wohnung. Es ist Zeit, zu gehen. Zeit, die Auskunft anzurufen. Für die Nummer, die man wohl meistens nicht selbst wählt.

Ich halte es nicht mehr aus, sage ich dem psychologischen Notdienst. Die Frau will mehr wissen. Aber mehr kann ich nicht sagen. Ich habe meine Deckung verlassen und aufgegeben. Ich habe mich ewig auf einer Insel versteckt und schreie das erste Schiff an, das ich herbeiwinke. Wir haben keine Zeit, wir haben verdammt noch mal keine Zeit. Man schicke einen Psychiater vorbei. Es ist still. Edvin schweigt. In der Küche schweigen die Meerschweinchen.

Die Stille dröhnt in meinem Kopf. Meine Sinne flattern. Eine Möwe mit gebrochenem Flügel, die sich in der Luft zu halten versucht. Sie muss stürzen. Sie versucht es hinauszuzögern. Doch der Sturz ist zwingend. Lass dich los und lass dich fallen, Vogel, du kannst nicht mehr fliegen, lass es zu. Bitte, denn der Kampf schmerzt so sehr, sieht man dir zu.

Dass ich den Notruf ausgesendet habe, beruhigt mich. Ich lasse mich sinken. Meine Glieder werden schwer. Langsam tritt eine Lähmung ein. Die Luft ist dick. Die Eindrücke des Tages sind ein Brei. Edvin im Hintergrund ist kaum noch sichtbar. Wir sind nur noch Hüllen, erschöpft von zu vielen Emotionen. Alles ist zu groß für uns. Wie das kleine Kind warte ich auf Mama, die vielleicht doch noch kommt. Um auf ihren Schoß zu kriechen, mich einzurollen und zu hören, dass alles gut wird. Es dauert ewig, die Zeit verschwindet in der Dämmerung.

Bis es so weit ist. Edvin eilt nach unten und holt herauf, was zu Hilfe kommt. Der Psychiater ist eine Frau, streckt mir die Hand entgegen. Bitte machen Sie, dass es vorbeigeht. Sie setzt sich auf das Sofa und fragt. Ich sage wieder meinen Satz: Ich halte es nicht

mehr aus. Als würde das nicht reichen, fragt sie weiter. Ich kriege keine Luft, sage ich. Und endlich etwas, das sie zu verstehen scheint: Ich kann seit Monaten das Haus nicht mehr verlassen.

Sie schaut mich ernst an. Und fragt, was ich hören will: Möchten Sie in die psychiatrische Klinik? Die Frage ist hart. Natürlich nicht, wer will schon ins Irrenhaus? Ich will nicht, ich muss. Ich habe keine Wahl. Drei Stockwerke reichen nicht. Ich gebe ihr das Telefon. Sie tippt eine Nummer ein, wartet und kündigt mich an. Ich würde reagieren, wenn ich könnte; etwas wie »Ich will nicht« sagen. Oder wegrennen und mich irgendwo verstecken. Aber egal, wie ich mich bewege, sofort stoße ich an. In Hand-schellen stehe ich da, überführt, unfähig – es ist Zeit, dass man mich an den Ort bringt, wo ich wirklich hingehöre. Den äußersten Flecken der Gesellschaft. Den letzten Ort, wo man mich suchen wird.

Ich frage die Ärztin nach dem unlösbaren Problem: Wie schaffen wir mich aus dem Haus? Sie sagt: Ich kann Ihnen ein Medikament geben, das Sie beruhigt. Wie schön das klingt. Ein Medikament, das mich gesund macht. Wir können Sie mit einem Krankenwagen transportieren, sagt sie. Dann können Sie sich hinlegen und kriegen von der Fahrt kaum etwas mit. Die Kohle glüht, das Feuer der Angst lodert auf. Ich soll das Haus verlassen. Das ist unmöglich, ich werde sterben. Krepieren, ersticken, elend zugrunde gehen.

Die Frau schaut mich an. Ja, wüрге ich hervor. Ich habe lange genug gewartet. Bis zu der Sekunde, als das Ticken anfing, die Bombe gezündet wurde und es nur noch eine Frage von Stunden ist. Die Zeit läuft ab. Die Ärztin ruft den Krankenwagen und gibt mir das Medikament. Es ist stark, verspricht sie.

Draußen ist es plötzlich ganz dunkel. Oder ich nehme es erst jetzt wahr. Die Frau spricht mit Edvin, doch ihre Worte dringen

nicht zu mir durch. Etwas wächst wie ein Fell aus meiner Haut, bedeckt immer mehr von mir. Ruhe legt sich auf mich. Die Luft vibriert nicht mehr, sie steht still. Als könnte mich nichts mehr von außen erreichen, spüre ich einen Schild, der mich schützt. Es ist ein Nichts, dieses Mal ein friedliches, das mich einkuschelt und zudeckt. Das Medikament ist wie die Hand eines Gottes, die mich in einen geschützten Raum holt. Die Verkrampfung fällt von mir ab, und ich stehe im Wohnzimmer auf einer Bühne, die mir nichts mehr bedeutet. Es heißt, dass mein Vater und mein Bruder gekommen seien. Sie stehen mit auf der Bühne und schauen mich an. Ihre Augen sind groß, und ihre Münder bewegen sich wie bei Fischen, die nach Luft schnappen. Diese beiden Männer, so erfolgreich sie im Geschäft und in der Gesellschaft auch sein mögen, hier sind sie hilflos und unwichtig. Sie sind nur Statisten ohne Text. Die Frau sagt, dass ich packen soll. Für die Klinik. Das Nötigste, sagt sie.

Das erste Mal seit Wochen knipse ich das Licht im Schlafzimmer an. Es beleuchtet das Durcheinander, aus dem ich Kleidung pflücke und in meine Sporttasche werfe. Als ginge es in den Urlaub. Mein Vater ist mir gefolgt. Die anderen stehen im Wohnzimmer und warten. Manchmal geht jemand ans offene Fenster und schaut hinaus. Da sind sie, die Ärztin, der Freund und die Männer der Familie, vereint bei meinem Abgang. Seit das Medikament wirkt, fühle ich mich frei. Die Wohnung ist nur eine Wohnung. Meine ist es nicht mehr. Ich gehe und werde nicht wiederkommen. So friedlich fühlt sich Sterben an, lässt man es zu. Die Möwe gibt den Kampf auf und segelt erlöst der Erde entgegen.

Der Krankenwagen ist gekommen. Drei Stockwerke trennen ihn von mir. Drei Stockwerke mit so vielen Stufen, dass es hundertmal zu viele sind. Zwei Sanitäter, die Ärztin, Edvin, mein

Vater und mein Bruder begleiten mich; eine Eskorte von sechs Leuten. Stufe um Stufe hinunter. Ich berühre den Boden kaum. Ich bin schwerelos. Da ist kein Band mehr, das mich wieder nach oben zieht. Ich fühle mich endlich frei. Alles ist weg. Nur noch Belangloses übrig, in der Tasche, die einer der Sanitäter trägt.

Die Straße liegt ruhig da. Kaum Autos, keine Fußgänger, nur Kulisse, im Schein einer spärlichen Beleuchtung. Ich trete aus dem Haus. Als wäre es das erste Mal überhaupt, betrete ich die große Welt außerhalb des Gefängnisses. Ich trete einen Schritt vom Haus weg, einen Schritt auf den Krankenwagen zu. Ich mache einen weiteren Schritt vom Haus weg und noch einen in Richtung des Wagens, der zwischen mir und der Nichtexistenz steht. Schritt für Schritt überwinde ich die lange Distanz von wenigen Metern. Weit entfernt ruft Edvin, dass alles gut wird. Die Tür schließt sich mit einem Knall hinter mir, und auch wenn ich wollte, könnte ich die Außenwelt nicht mehr sehen; die Fenster sind mit Sichtschutzfolie überzogen.

Ich kann mich nicht hinlegen. Mein Gehirn ist zwar lahmgelegt von den Drogen, die man mir gegeben hat, aber von tief innen ruft die letzte Instanz und will Kontrolle. Ein Sanitäter setzt sich zu mir. Ich erschrecke, als das Rad des Krankenwagens vom Gehweg auf die Straße plumpst. Bumm, macht das zweite Rad, dumpf, wie eine ferne Explosion. Es schaukelt, es brummt und vibriert, wir bewegen uns. Hinter dem Sichtschutz verschwimmt die Tragödie der letzten Monate – verdammt –, ich will sofort zurück. Was passiert hier?

Meine Hände krallen sich an das Gerüst der Liege, auf der niemand liegt, weil der Patient zu krank zum Liegen ist. Wir rollen ohne Sirene durch nächtliche Straßen, Licht streift uns, zieht am Wagen vorbei. Muss man eine spezielle Prüfung machen, um Krankenwagen fahren zu dürfen?, frage ich. Ich weiß

nicht, ob der Sanitäter eine Antwort gibt, ich bin in einer Blase, in die nichts eindringt.

Die Panik pulsiert im Keim und kann sich nicht ausbreiten. Sie ist chemisch gefesselt, und ich bin eingesperrt in einem Fahrzeug auf dem Weg ans Ende der Welt. Es gibt keine andere Möglichkeit, als sitzen zu bleiben und mich festzuhalten. Einfach fahren, das ist gut. Bei jedem Halt, bei jeder Kreuzung, bei jedem Rotlicht steht die Zeit still, und es könnte mich einholen, was ich verlassen will. Wäre ich nicht benebelt, würde ich schreien und toben. Der Schlag würde mich treffen, und ich wäre auf der Stelle tot. Eine lange Steigung lässt den Wagen heulen, als hätte auch er Angst vor den letzten Metern bis zur Klippe. Die Möwe segelt noch, berührt schon fast den Boden. Mach die Augen zu.

Die Tür hinter mir öffnet sich, und der Kasten, in dem ich verharre, wird von Scheinwerfern grell beleuchtet. Ich drehe mich um, stehe irgendwie auf und sehe, dass das aggressive Licht vom Auto meines Vaters kommt, das uns gefolgt ist. Ich steige aus dem Krankenwagen. Man bringt mich durch eine alte, schwere Tür in eine riesige, leere Halle. Die Sanitäter gehen zu einer Gestalt, die in einer Glasbox hinter einem Pult sitzt. Mein Vater und mein Bruder sind bei mir. Die Tasche steht auf dem Steinboden. Die Halle erinnert mich an die Empfangshallen der Hotels, die vor Jahren mein Zuhause waren.

Es fühlt sich an, als würde ich träumen. Ich stehe allein in einem riesigen Raum, höre Stimmen, sehe Schatten, die sich bewegen. Es geht schnell, und schon ist alles vorbei. Die Sanitäter, mein Vater und mein Bruder sind weg. Jemand führt mich durch endlose Gänge. Ich folge der Person, wohin auch immer sie mich führt. Tiefer hinein in ein Labyrinth, aus dem ich wohl nie mehr herausfinden werde. Ich bin in einem kleinen Zimmer, sitze jemandem gegenüber, finde kaum Worte. Es spielt keine Rolle, es

ist vorbei. Ich bin endlich, wo ich hingehöre; im Irrenhaus. Da, wo die Verrückten sind. Ich habe mich fallen lassen und rase mit ultimativer Geschwindigkeit dem Boden entgegen, der vor mir zurückweicht. So wird das Fallen zu einem Schweben. Ich bin durch die Tür aller Türen getreten, an einen Ort, an dem es keine Worte gibt. An einen Ort, der mich schluckt und in sich aufnimmt. Wo mich niemand und nichts mehr erreichen kann. Ein letztes Abenteuer, auf das mich niemand vorbereitet hat und bei dem mich niemand begleiten kann. An den Fenstern hat es Gitterstäbe, damit mir die Welt nichts mehr antun kann.

Weit entfernt sehe ich die Lichter der Stadt. Sie sind so klein, dass ich sie kaum wahrnehme. Schon der Gedanke an die Stadt sticht wie ein Messer in mein Fleisch. Ich sitze auf einem schmalen Bett. Es gibt kein Geräusch außer meinem Atem. Und hinter den Stäben keine Welt. So fühlt es sich also an, tot zu sein.



griff nach der sonne

übermut

Mit einundzwanzig hob ich in einem Jumbo ab, einer Maschine für große Distanzen. Unter den Wolken lag mächtig der Atlantik zwischen allem Grenzenlosen und der Vergangenheit; dem lächerlich kleinen Land, aus dem ich kam. Ein Land mit wenig Himmel, weil man sich überall am Fuß eines Berges befand, der sich vor einem auftürmte und in einem Massiv endete, das der Anfang und das Ende von allem schien.

Mein Ursprung war gemacht, und die Gegenwart schien unveränderbar. Es gab keine Möglichkeiten zur Mitgestaltung. Es war nicht mehr als ein Museum, in dem man mit verschränkten Armen das Werk der Alten bestaunen sollte.

Ich wollte schon als Kind ausbrechen. Als Jugendlicher hielt ich es kaum mehr aus. Es war nicht weniger als Folter, ein grausam langes Warten, bis ich endlich aufbrechen konnte. Aus einer Felsritze entspringend, war ich gegen meine Natur durch Rohre gezwängt, in Bahnen gelenkt und klein gehalten worden, anstatt wachsen zu können. Endlich hatte mich die Kanalisation eines Elternhauses und eines Schulsystems freigeben müssen, und ich konnte mich treiben lassen, wohin es mich zog; konnte in einen Jumbo sitzen und abheben. Über den Atlantik fliegen, mit neunhundert Kilometern pro Stunde dem Ort entgegen, wo meine Vorstellung Realität werden sollte. Ich ließ alles zurück; ich